FILM / MUSIK / BUCH / CHARTS / REISE / GENUSS / KUNST

KULTUR-MAGAZIN

Wälder, Felder, Wasser – und sehr wenige Menschen: Juli Zeh, 41

BUCH

„Berlin ist der Mond“

Landidyll? Von wegen. Juli Zeh lebt selbst in der Provinz und hat einen provokanten Roman darüber geschrieben

Von Oliver Creutz und Judith Liere

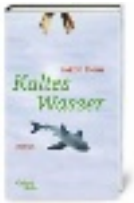
Mit trötender Hupe fährt Juli Zeh vor und parkt ihren Land Rover, Modell Defender, in der Hoteleinfahrt. Ihr Geländewagen hat mit den schicken SUVs, die Immobilienhaie oder abenteuersehnsüchtige Gattinnen fahren, so viel gemein wie eine Matterhornbesteigung mit einem Spaziergang. Das Auto riecht innen nach Pferd und Hund, ein Nutzfahrzeug – und wie nützlich es ist, merkt man schnell bei der Landpartie, zu der Zeh vor dem Gespräch einlädt. Denn im Havelland, gut 50 Kilometer westlich von Berlin, darf man vom Straßenzustand nicht viel erwarten. Die Schriftstellerin lässt den Wagen über Waldwege und löchriges Kopfsteinpflaster hoppeln und freut sich über jede Pfütze, die sie mitnehmen kann. Viel gebe es nicht zu sehen, hatte sie vorgewarnt. Was man sieht: vereinzelte, oft sanierungsbedürftige Häuser hinter dichten Bäumen, eine Gruppe Singschwäne, die auf einem Feld Rast macht, NPD-Plakate entlang der Hauptstraße und in der Ferne Richtung Berlin unzählige Windräder. Was man nicht sieht: Menschen, Supermärkte, Bahnhöfe. Hier wohnt Juli Zeh mit ihrer Familie – und in solch einer Gegend spielt auch ihr neuer Roman.

Frau Zeh, Sie sind eine engagierte, streitbare Autorin. Zu den fremdenfeindlichen Gewalttaten, die sich in Deutschland gerade häufen, haben Sie sich noch nicht öffentlich zu Wort gemeldet. Warum nicht?
Vor ein paar Wochen habe ich morgens die Nachrichten überflogen und so einen Adrenalinstoß bekommen, dass ich angefangen habe zu zittern. Da dachte ich: So, jetzt schreibe ich mit der gesamten Wut des Moments frei von der Leber weg.
Was haben Sie denn gedacht?
Ich wollte eine Liebeserklärung an Frau Merkel schreiben. Ich hatte das Gefühl, mich hinter sie stellen zu müssen, zu sagen: Die Kanzlerin ist keineswegs geisteskrank, und es gibt sehr viele Menschen, die ihre Haltung zum Umgang mit Flüchtlingen teilen. Ich habe Merkel oft kritisiert, aber gerade bin ich hocheinverstanden mit ihr. Ich wollte schreiben, dass sie das Richtige tut und dass alle anderen spinnen.
Sie haben den Text dann nicht geschrieben.
Ich habe gewartet, bis mein Mann aufgestanden ist, und ihn gefragt, ob er das für eine gute Idee hält. Er war dagegen und meinte, dass momentan jede weitere Stimme dem Diskurs mehr schadet als nützt. Man würde sich nur gegenseitig hochschaukeln. Es besteht keine Chance, etwas in die Köpfe der Leute reinzukriegen, was sie nicht sowieso schon denken. Wir reden Beton auf Beton.
Viele der fremdenfeindlichen Übergriffe passieren in der ostdeutschen Provinz – die dadurch zunehmend unheimlich und finster erscheint. Gerade jetzt veröffentlichen Sie ein Buch über genau diese Provinz, das Sie einen Gesellschaftsroman nennen. Was ist das für eine Gesellschaft, die Sie in „Unterleuten“ beschreiben?
Der Roman spielt in der vergessenen Provinz, in der ich auch selbst wohne. Es gibt in Deutschland Regionen, die weit entfernt sind vom urbanen Erleben und von dem Bild, das wir von einer zivilisierten, industrialisierten, mit perfekter Infrastruktur ausgerüsteten Nation haben. Die Realität ist dort so dermaßen anders, dass sie außerhalb des nationalen Selbstbildes stattfindet.
Welche Rolle spielt der Rechtsradikalismus?
In meinem Roman keine. Mich interessiert an der Provinz, dass sie eine Bühne für das Menschliche und Gesellschaftliche an sich ist, eine halb anarchische Struktur, in der Leute miteinander zurechtkommen müssen, ohne dass es eine gemeinsame Vision gibt, die sie verbindet. Eine abgeschiedene Minigesellschaft, die sagt: Wir lösen unsere Probleme unter uns.
Das Gegenteil der romantischen Vorstellung vom idyllischen Landleben?
Leute, die glauben, die Provinz sei eine Idylle, leben grundsätzlich in Städten. Die Sehnsucht, das Urbane zu verlassen und aufs Land zu ziehen, sagt viel über unsere Zeit aus. Das ist eine neue Aussteigerfantasie, welche die exotische Ferne abgelöst hat. Die kapitalistische Gesellschaft ist überall, der entkommt man nicht: Wenn man von Berlin nach Tokio fliegt, steht man da auch wieder nur vor McDonald's. Wenn man aber von Berlin 60 Kilometer aufs Land fährt, findet man ein kulturelles Exil.
Vielen Menschen geht es besser als je zuvor. Warum wollen sie ein anderes Leben?
Das ist ein Symptom für eine Überforderung, für die Unfähigkeit, mit dem Bestehenden zurechtzukommen. Wir sind permanent gezwungen, alles richtig zu machen. Die Antwort darauf: der Burnout.
Sie sind selbst vor knapp zehn Jahren aus der Stadt aufs Land gezogen. War das auch eine Flucht?
Ich wollte eigentlich gar nicht aufs Land, ich habe immer in Städten gewohnt. Mein Mann und ich wussten nach dem Studium in Leipzig nicht so richtig, wohin mit uns. Wir haben nach Wohnungen in Berlin gesucht und sind dabei über eine Immobilienanzeige für unser jetziges Haus gestolpert. Es sah hübsch aus auf dem Foto, wir haben einen Ausflug dorthin gemacht und es in einer Kamikaze-Aktion gekauft.
Was haben Sie sich denn vom Landleben versprochen?
Wir hatten zumindest keine Bilder von Biotomaten und Trockensträußen im Kopf. Ich glaube, dass das Leben hier nur gelingen kann, wenn man das Dorf als Wohnort betrachtet und nicht als Notausgang oder Gegenwelt.
Hatten Sie Sorgen, wie die Dorfgemeinschaft Sie aufnehmen würde?
Wir haben mit Schwierigkeiten gerechnet: Wir sind die Fremden, wir kommen aus Westdeutschland, wir sind Künstler. Das Gegenteil ist eingetreten. Die Menschen hier finden es gut, dass Leute zuziehen und die Häuser sanieren. Und wenn man sich dann nicht wie ein Vollidiot benimmt, kriegt man auch keine Probleme.
Auch nicht als Wessi?
Gar nicht. Schwierig war am Anfang nur unser Leipziger Autokennzeichen. Die Vorstellung, dass Sachsen einziehen, fanden unsere Nachbarn nicht so lustig. Das fand ich äußerst charmant, weil es zeigt, wie die Konfliktlinien verlaufen: nämlich eher zwischen Preußen und Sachsen als zwischen Ost und West. Als wir unseren Nachbarn gesagt haben, dass wir ursprünglich vom Rhein kommen, waren sie ganz erleichtert. ➤

FOTOS: HANNES CASPAR

Lachse sind rosa und Zwiebeln zum Heulen. Aber warum? Welche Chemie hinter solchen Küchenphänomenen steckt, beschreibt der englische Lehrer Andy Brunning in seinem schmackhaften Erklärbuch **„Warum riecht der Fisch nach Fisch?“.** Der Grund dafür ist übrigens eine Substanz namens Trimethylamin. (Theiss, 19,95 Euro)

ROMAN



Friedrich Bender scheint ein Siegertyp zu sein. Schon zu Schulzeiten in der DDR prahlt er, die coolste Freundin zu haben, Emily, eine Punkerin, Kind englischer Kommunisten. Das Mädchen aber existiert nur in seiner Einbildung. Als 1989 die Mauer fällt, verschafft sich Friedrich in den Wechselstuben am Bahnhof Zoo erst einmal Startkapital. Dann fügt er seinem Namen ein „von“ hinzu und gibt sich als Eheberater aus – warum ackern, wenn's mit Raffinesse geht? Jakob Hein stellt in **„Kaltes Wasser“** einen hochbegabten Hochstapler vor, der sich nicht so leicht geschlagen gibt. (Galiani, 18,99 Euro) ★★★★☆

ERZÄHLUNGEN

Schon aus dem Titel spricht Lakonie. **„Was ich sonst noch verpasst habe“** lautet er, und wer Lucia Berlins Erzählungen liest, merkt schnell, dass diese Frau wenig ausgelassen hat: ständig neue Jobs, neue Orte, neue Partner, drei Ehen, vier Kinder, Alkohol, Entzug und doch wieder Suff. Es wäre ein Leichtes für Berlin gewesen, ihr Leben zu praller, gossensatter Literatur zu verarbeiten. Aber das Gegenteil tat die 2004 verstorbene Amerikanerin, deren Storys nun auf Deutsch erscheinen. Sie wählte eine nüchterne, schmucklose Sprache. Es liegt eine schlichte Eleganz in ihren Geschichten, die man sonst nur vom großen Raymond Carver kennt. (Arche, 22,99 Euro) ★★★★★

Keine Idylle: Im Havelland stehen viele Häuser leer

Wie oft fahren Sie nach Berlin?
Berlin ist der Mond. Mit zwei kleinen Kindern bin ich jetzt seit vier Jahren im Wickeldienst, und ich komme nirgendwohin.
Was fehlt Ihnen hier in der Provinz?
Etwa die Straße runterzugehen und frische Brötchen zu holen. Kneipen fehlen mir nicht, man wird ja älter und langweilig. Am ehesten fehlt mir das Theater. Aber wenn es mir tatsächlich wichtig wäre, könnte ich auch öfter hinfahren, Kinder hin oder her. Ich führe sowieso ein introvertiertes Dasein und betrachte die Welt eher im Kopf.
Dafür ist Ihr Dorf sicher ein guter Ort. Sie wohnen sehr abgeschieden.
Wenn man nicht täglich in ein Büro muss, spielt es heutzutage keine große Rolle mehr, wo man sich befindet. Als wir rausgezogen sind, wurde ich häufig gefragt, ob ich jetzt weniger mitkriege oder das Gefühl habe, aus der Gesellschaft ausgetreten zu sein. Das ist natürlich Quatsch: Auch hier gibt es Internet, und die Zeitung liegt im Briefkasten. Da gibt es keinen Unterschied. Ich kaufe viel über das Internet ein. Und wenn ich erst meinen eigenen 3-D-Drucker habe, gehe ich gar nicht mehr aus dem Haus.
In „Unterleuten“ sehnen sich Figuren nach vollkommener Abtrennung vom Rest der Welt: einfach nichts mitbekommen von den Problemen. Hatten Sie diesen Wunsch auch schon einmal?
Im vergangenen Jahr ging es mir einmal so. Ich hatte so viel Energie in die kritische Auseinandersetzung mit staatlicher Überwachung investiert, und der messbare Effekt war fast null. Da hat sich Frustration breitgemacht, ich dachte, leckt mich doch alle, dann macht doch euren Mist alleine. Warum soll ich denn mein Leben für ein gesellschaftliches Problem opfern?
Sie kritisieren in Ihren Essays und Talkshow-Auftritten oft die Geheimdienste und den Überwachungsstaat. Wie viel soziale Überwachung erleben Sie im brandenburgischen Dorf?
Viel weniger, als ich gedacht hätte. Ich bin vergleichsweise noch eine von den Neugierigeren. Den meisten ist es nicht so wichtig, was im Nachbarhaus passiert. Man lässt sich gegenseitig in Ruhe und spuckt sich nicht in die Suppe. Die Leute nehmen Rücksicht in ihrer manchmal etwas schnodderigen Art. Und wenn es mal nicht funktioniert, findet man im Normalfall auch eine Lösung, ohne dass man die Polizei oder ein Gericht anruft. Nur wer hier versucht, ganz spießig Kehrwoche zu spielen, hat es schwer.
In Ihrem Roman funktioniert diese Gemeinschaft nicht so reibungslos.
Das Dorf, das ich im Roman beschreibe, ist nicht das Dorf, in dem ich lebe. Ich wollte etwas erzählen über eine Gesellschaft, in der das verbindende Element abgebröckelt ist, wo Loyalität und Solidarität so weit gesunken sind, dass die Leute gezwungen sind, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Das Eigeninteresse ist das, was übrig bleibt, weil man den Rest abgeräumt hat.
Das ist in der Stadt nicht anders.

Es ist das Frühjahr der dicken Bücher. Auch Juli Zeh hat für **„Unterleuten“** die 600-Seiten-Grenze locker übersprungen. Sie lässt darin eine Mikrogesellschaft auftreten: vom professoralen Vogelschützer und seiner jungen Frau über den Bauern-Patriarchen mit DDR-Vergangenheit bis hin zum irre gewordenen Autoschrauber. Ein Dorf-Panoptikum auf märkischem Sand: oft brennend scharf, selten etwas reißbrettartig. Toller Stoff. (Luchterhand, 24,99 Euro) ★★★★☆

Was das angeht, hätte der Roman auch in jeder Großstadt spielen können. Die brandenburgische Provinz ist die Spielfläche und das Kolorit, aber die psychologischen und gesellschaftlichen Phänomene, die zur Katastrophe führen, sind allgemeingültig. Im Buch gibt es etwa die Figur Linda Franzen, eine junge Pferdezüchterin aus der Stadt, die blind der Erfolgsideologie eines Unternehmensberaters hinterherläuft. Sie ist ein Prototyp von freidrehendem Eigeninteresse und Selbstoptimierung.

Sie sind selbst Pferdefrau – und haben trotzdem eine andere Pferdefrau so unsympathisch gezeichnet.

Die ist doch nett.

Geht so. Ist sie ein nicht beabsichtigtes Spiegelbild Ihrer selbst?

Viele der Figuren haben etwas von mir. Mit Linda teile ich diesen strebenden, ehrgeizigen Optimierungstrieb. Wenn Abläufe nicht gut funktionieren, macht mich das wahnsinnig. Keine Eigenschaft, die ich an mir liebe. Irgendwie kritisiere ich mich in meinen Büchern auch immer selbst.

Die größten Konflikte entwickeln sich in „Unterleuten" zwischen den eingesessenen Dorfbewohnern und den zugezogenen Städtern. Warum ist dieses Verhältnis so schwierig?

Aus meiner Sicht ist der Unterschied zwischen Stadt und Land viel größer als zwischen Morgenland und Abendland. Das sind große Gegensätze in den Biografien, in der Kultur, im Selbstverständnis. Darüber sollten wir viel mehr nachdenken. Wer kämpft hier eigentlich genau gegen wen? Woher kommen denn diese inneren Spannungen? Diskutiert wird immer nur über die Schere zwischen Arm und Reich. Aber was ist mit den Fragen: Habe ich Zugang zu einem Arzt? Gibt es eine Kanalisation? Schulen? Öffentlichen Nahverkehr?

Wie ist denn Ihr Dorf entwickelt? Gibt es eine Arztpraxis?

Der letzte Landarzt hier ist vor drei Jahren gestorben, alle zwei Wochen kommt eine Ärztin aus Potsdam zur Sprechstunde ins Gemeindehaus.

Also kein Ort, an dem man entspannt alt werden kann?

Sobald man kein Auto mehr fahren kann, ist man völlig von der Versorgung abgeschnitten. Ich habe beobachtet, wie Menschen hier kränker bis zum Tod wurden, ohne dass sie zum Arzt gegangen wären. Man sucht gar nicht erst die Hilfe von außen. Die Dinge passieren, und dann ist es halt so. Ein respektabler Standpunkt.

Macht Ihnen die Unterversorgung keine Angst, auch wegen Ihrer zwei kleinen Kinder?

Unser Sohn hatte einmal nachts einen ziemlich heftigen Pseudokrupp-Anfall. Da wurde mir auf einmal sehr klar, wie lange man bis ins nächste Krankenhaus braucht. Bis wir in der Klinik waren, war der Hustenanfall vorbei, und dem Kind ging es bestens.

Das weiß man nicht, wenn man so einen Anfall zum ersten Mal erlebt. Da denkt man, das Kind erstickt.

Ja, ich war noch nie in meinem Leben so sehr in Panik. Letztes Jahr im Herbst hatte mein Sohn dann einen offenen Bruch. Da kam ein Hubschrauber. Der Pilot hat gefragt, ob wir fliegen oder lieber mit dem Krankenwagen fahren wollen, und ich habe gesagt: „Lieber fahren." Mein Sohn rief: „Bist du wahnsinnig, Hubschrauber fliegen ist doch toll."

Spielteilnahme erst ab 18 Jahren. Glücksspiel kann süchtig machen. Infos und Hilfe unter www.bzga.de.